Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 28 (1938)

Heft: 45

Artikel: Auf der Scheide zwischen Tod und Leben

Autor: Mittelholzer, Walter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-648959

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Auf der Scheide zwischen Tod und Leben

Von Walter Mittelholzer

Seit Wochen sind wir trot vielen Suchaftionen ohne Nachricht über den Berbleib des Aursslugzeuges Frankfurt-Kom, das scheinbar in den Bündnerbergen abgestürzt ist. Alle Welt interessierte sich an diesen Aktionen — ohne daß es bis jett gelungen wäre, irgend einen Anhaltspunkt der Maschine zu erhalten. In unserem heutigen Artikel schildert unser leider in den Bergen viel zu früh verstorbene Walter Mittelholzer eines seiner vielen Fliegerabenteuer, das uns zeigt, wie heimtückisch die Berge für den Flieger sein können, sogar für den "Kenner", als der Mittelholzer unbedingt angesprochen werden muß. Diese spannende Schilderung ist dem soeben dei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen Buch "Fliegerabenteuer" von Walter Mittelholzer mit gütiger Genehmigung des Berlages entnommen. Ein Buch, das uns unsern tüchtigsten und bekanntessten Flieger von neuen Seiten zeigt.

. . .

Es war gleich nach dem Rriege. Ich follte ein in Italien gekauftes Flugzeug von Mailand über die Alpen nach Zürich bringen. Die Maschine war schnell und stieg gut, so daß ich insgeheim hoffte, die bisherige Bestzeit für diese Strecke gu überbieten. Während der hinfahrt mit der Bahn mar das Wetter sehr schön. Um nächsten Tag — es war ein klarer Frühlings= morgen — stieg ich vom Mailander Flughafen um 1/212 auf und gedachte binnen einer Stunde in Zürich zu fein. Die Verhältnisse standen durchaus günstig für mich. Die Luft war hell und rein, und die Alpenrunde hob sich so scharf gegen den Rimm ab, daß ich schon turz nach dem Abflug jeden einzelnen Gipfel unterscheiden konnte. Nach zwanzig Minuten befand ich mich schon 3300 Meter boch über dem Teffin und hielt nordwärts auf den Greinapaß zu. Bei 4200 Meter fah ich plöglich eine Nebelbank vor mir, die sich oftwärts und westwärts längs der nördlichen Alpenflanke hinzog. Sogar der Tödi, der höchste Gipfel der Ostschweiz, war in Wolken gehüllt, und im Norden ftach vom Finsteraarborn nur ein Felsnadel durch den Nebel. Was follte ich tun? Es boten sich zwei Möglichkeiten. Ich konnte vorsichtig hin und umkehren, um dann tiefer anzuseten und unter der Wolkendecke nordwärts zu fliegen. Notfalls mußte ich in Bellinzona landen und beffere Berhältniffe abwarten. Oder ich konnte den gefährlicheren Weg wählen — für den sich mein jugendlicher Wagemut entschied — und hoch über den Wolken nach dem Rompaß fliegen, bis ich mich über der Schweizer Ebene zu befinden glaubte. Beilgerät zum Einorten gab es damals (1922) noch nicht. Ich mußte erraten, wo ich schwebte. Dann brauchte ich nur unter die Wolken zu tauchen, wo ich flare Sicht vermutete. Die Fernsprechverbindung Italiens mit der Schweiz war unglücklicherweise damals noch so umständlich, daß ich stundenlang auf eine Antwort wegen des Wetters hätte warten müffen. Infolgedeffen fragte ich gar nicht erst an, son= dern feste voraus, daß das Wetter mahrend der letten zwölf Stunden unverändert geblieben mar. Darin irrte ich mich aber aemaltia.

Gegen Mittag befand ich mich auf der Höhe von 4800 Meter. Ueber mir spannte sich ein tiesblaues Himmelsgewölbe; unter mir wogte das dichte Wolkenmeer. Ein banges Gesühl überkam mich in der unendlichen, unheimlichen Leere. Ungesichts der äußeren Gesahr überwand ich es aber, ehe es mich zu lähmen vermochte. Ich hielt mich an die Kompaßnadel und flog fünsundzwanzig Minuten geradeaus nach Norden. Dann mußte ich nach meiner Schätzung über dem Zürichsee sein. Aber ein heimtückischer Feind in Gestalt eines starten Gegenwindes verseitelte meine Berechnung. In diesen Höhen übertrifft er zusweilen die Geschwindigkeit des Flugzeuges.

Ich beschloß, die Wolkenschicht zu durchbrechen und stellte den Motor ab. heute noch höre ich den Wind durch die Streben und Spanndrähte des Flugzeuges pfeisen, als es tieser und tieser ins Bodenlose tauchte. Der Höhenmesser zeigte 4200, 3900, 3300, 3000 Meter. Dann hüllte mich dichtes Schneetreiben ein und beschränkte die Sicht auf ein paar Meter. Nach einer Minute im Gleitssug hatte ich jedes Gesühl sür meine Lage im Raum verloren und schien im Unendlichen umherzuwirbeln. Plöglich recte sich eine schwarze Masse auf und verschwand ebenso plöglich. Eine dunkle Felswand schoß an mir vorbei wie von Geisterhand aus dem Nebelgrau gezaubert. Die ost geschilberte Ersahrung, daß in Augenblicken der höchsten Gesahr das ganze Leben an einem vorüberzieht, machte auch ich jegt. Die Gesichter der treuesten Freunde und besten Kameraden erschienen in rascher Folge. Gab es keinen Ausweg aus diesem Wirzwarr? Jest hatte ich den Beweis, daß Nebel und Schnee die schlimmsten Feinde des Fliegers sind.

Plöglich gligerte mir eine blendend weiße Fläche aus dem grauen Nebel entgegen. Halb unbewußt riß ich am Knüppel. Krachend und splitternd rannte ich irgendwo an. Dann tödliche Stille

Ich weiß nicht, wie lange ich betäubt lag. Als ich wieder zu mir kam, vermochte ich zunächst kaum zwischen Traum und grimmer Wirklichkeit zu unterscheiden. Bor wenigen Minuten umgaben mich doch die Blütengärten Italiens. Berstört blickte ich umher. Wie war ich so unversehens auf dieses verlassene Schneeseld gekommen? Unaushörlich wirbelten die weißen Flocken und breiteten ein Leichentuch über die wilde Einsamkeit des Berges, dessen Umrisse nur undeutlich erkennbar waren. Unter mir sah ich einige zerzauste Tannen. Wo war mein Flugzeug? Plößlich erblickte ich 100 Meter über mir seine Ueberbleibsel flach gegen einen steilen Schneehang geschmettert. Erst jett brachte mein Hirn das zusammen, was geschehen war, und ich wurde mir der höchst brenzlichen Lage wohl bewußt.

Ich brauchte dann nicht mehr lange, um mir darüber flar zu werden, daß ich das Tal vor Anbruch der Nacht erreichen mußte, wollte ich nicht hier oben erfrieren. Beim Bersuch, mich aus den Schneemassen zu befreien, fühlte ich jetzt erst einen stechenden Schmerz im rechten Knie. Auch rann Blut über Stirn und Gesicht. Glücklicherweise waren die Augen unbeschädigt, und meine Sehkraft hatte nicht gelitten. Da ich mich infolge der heftigen Schmerzen nicht aufs rechte Bein stützen konnte, besichloß ich, auf dem Rücken über den Steilhang zu rutschen, wobei ich mich mit den Händen und Ellbogen abstieß.

In furzer Zeit waren scheinbar gewaltige Schneemengen gefallen, denn auf meiner Keise nach Mailand im Gotthardschnellzug war die Nacht vollkommen sternklar gewesen. Als erfahrenem Skiläufer blieb mir nicht verborgen, daß ich mich auf einem gefährlichen Lawinenhang befand, was durch das dumpfe Dröhnen abgehender Schneerutsche bestätigt wurde. Bald geriet auch der Schnee um mich herum in Bewegung, so daß ich mit wachsender Geschwindigkeit in die Tiefe fuhr. Berzweiselt kämpste ich mit Händen und Füßen gegen die Schneemassen. Hilflos rollte ich auf eine Tanne zu. Mit dem Aufgebot meiner letzten Kraft gelang es mir, mich an ihrem Stamm zu verankern. — Zum zweitenmal war ich gerettet!

Jest konnte ich in der geglätteten Lawinenbahn sigend abfahren und die unter mir liegenden Almweiden erreichen, wo ich in einer der Heubütten für die Nacht unterzukriechen hosste. Aber auch dies mußte hart erkämpst werden, denn alle Hütten waren verriegelt und verschlossen. Erst nach langen und schmerzbaften Anstrengungen glückte es mir, mich durch ein kleines Venster zu zwängen. Inzwischen war es Nacht geworden. Bechschwarze Dunkelheit umgab mich. Dreizehn gualvolle Stunden verharrte ich bis zum Morgengrauen auf dem seuchten Vußboden. Das Knie schwoll zum doppelten Umfang. In Ermangelung anderer Aufgaben suchte ich meinen Aufenthaltsort zu erraten.

Endlich schimmerte bleiches Morgengrauen durch die blinden Fensterscheiben. Der Schneefall hatte aufgehört. Mühsam fletterte ich durchs Fenster und musterte die Umgegend. Bald sagten mir die Gipfelumrisse der Glarner Alpen, wo ich mich befand. Bon meinen Gebirgswanderungen her kannte ich die Gestalten, die aus dem Sernstal aufragten.

Diese Entdedung verscheuchte meine Niedergeschlagenheit schnell. Mit neuem Mut kam neue Araft. Schmerz und Ungewißheit schwanden dahin, denn nun war ich davon überzeugt, heute noch menschliche Hisse siese und kampste langsam durch den knietiesen Schnee nach den unteren Almen. Mit klammen Fingern und brennenden Bunden, von Hunger und Kälte erschöpft, schleppte ich mich durch die weiße Flut, zu immer häusigeren Rasten gezwungen. Mehrmals muß ich eingeschlummert sein, von Träumen umgaukelt, die hauptsächlich genießerischen Mahlzeiten galten. Vom Bewußtsein der Selbsterhaltung getrieben, rasste ich mich wieder auf, denn seltes Einschlasen bedeutete den Erfrierungstod. Schon halb im Fiederwahn, sah ich mich am Estisch vor leckeren Speisen und dann lang hingestreckt auf weichem Lager, dem gequetschten Anie endlich Ruhe gönnend.

Nach langen Stunden mühfeligen Watens beglänzte das Wondlicht die ersten Häuser des Dorses Watt, wo die Verwirflichung meiner Träume winkte. Die Mädchen des kleinen Wirtspauses am Wege starrten mich entgeistert an, als ich um Witternacht ins Lampenlicht stolperte. Ich war ja in voller Fliegerauspultung mit dem Sturzhelm auf dem blutigen Kopf.

Weltwochenschau

Wenn am 27. November verworfen würde . . .

Es ist kein "erhabenes Werk", das am 27. November dem Bolk zur Abstimmung unterbreitet wird. Das eidgenöffische Budget wird in keiner Beise ausgeglichen sein, und von Sicherungen für den Fall einer hereinbrechenden Krife mit zusam= menbrechenden Bundes-Cinnahmen ift nicht die Rede. Auch zwischen Bund und Kantonen wird kein Ausgleich geschaffen. Bas der Vorlage besondere Bedeutung gibt, ist also nicht ihr "innerer Wert", der die Herzen aller Bürger begeistern, die hartgesottenen Interessenpolitiker erweichen und die professio= nellen Neinsager zu Tränen rühren müßte. Es ist fraglich, ob der rauschende Zeitungswald, der diesmal mächtig tosen wird, der großen Menge deutlich machen kann, um was es im Grunde, wenn schon nicht um die Unnahme einer "besonders vorzüglichen Sache", gehen soll. Wir wollen beizeiten anfangen und unsere Leser bitten, aufflärend zu wirken, so weit sie das vermögen

Also: Wenn nicht die freisinnige Parteisich aufgerafft und dem Bundeshaus bedeutet hätte, die Zeit des finanziellen Notrechtes sei vorbei, man müsse wieder vor das Bolt treten, dem Bolte eine annahmereise... also "annehmbare" Lösung unterbreiten... was wäre geschehen? Ganz einsach: Wir hätten die Verlängerung der eingerissenen Brazis erlebt, also neue Finanzprogramme, Nr. IV bis x, jedes dringlich erflärt, also der Volksabstimmung entzogen... und ganz langsam würde sich als Folge dieser Praxis die Ueberzeugung festgesetzt haben: Mit dem Bolte geht es nicht! So und so lange ist es ohne das Volk gegangen... also wird man es ohne das Volk machen... bünftig!

Um 27. November soll also das Bolt all die widerlegen, die bereits überzeugt waren, daß die schwerwiegenden und für das Schicksal unserer Wirtschaft, aber auch des Staatshaushaltes und die damit gekoppelte Wehrpolitik notwendigen Lösungen in den Massen nicht auf Verständnis zählen könnten. Aus diesem Trunde müßte also das Volk am 27. November mit einem "siegreichen Ja" dem Kompromisvorschlag der Parteien zum

Siege verhelfen. Wie aber, wenn einzelne Parteien nicht wollen? Und wenn die Volksmassen der Ansicht sein sollten, die Bezeugung der politischen Reise liege in der Verwerfung eines Flickwerkes? Wenn die Meinung durchdränge, die Parteien müßten ein ganz anderes Werk zustandebringen?

Leider müssen wir seststellen, daß eine Berwersung nicht aus höherer Einsicht herstammen würde! Daß vielmehr alle Querulanten und "Brivatinteressenten", alle aus den verschiedensten Lagern stammenden "vaterländischen Dienstverweigerer" es wären, die dem mühevoll erfämpsten Bermittlungsvorschlag den Garaus machen würden. Eine Mehrheit für radifale Zufunstslösungen gibt es bei uns nicht! Es sind die 18 statt 8 Millionen für die Alten, es ist die Arisenabgabe zur Tilgung der außerordentlichen Landesverteidigungstossten, die es den Reinsagern antun, und deswegen muß das Bolt diesmal seine Reise durch Annahme des Kompromisses, eben der "provisorischen Lösung", beweisen.

Beuteteilung.

Die Ungarn und Tschechen, genauer die Slowaken, denen man in Prag die Verhandlungen über die Abtretung weiterer Gebiete an die revisionshungrigen Magnaren über= laffen, find nicht einig geworden, und ebensowenig gelangte man zu einem Einvernehmen über die Gebiete der Rarpa= tho-Ufraine. Bon Anfang an fah man, wer hinter den Slowafen stehe: Berlin. Und ebenso, wer die Ungarn drängte und ermunterte: Rom im Verein mit Warschau. Gäbe es keine Westmächte, die an einer Auseinandersetzung ihre Freude hätten, und stünde nicht Rußland im Hintergrunde, wir würden den schönsten "Erbfolgekrieg" der Sieger über die Tschechen erleben; Herr Mussolini würde versuchen, seine Buniche durchzusegen, d. h. er würde die Ungarn zum Ginmarich ins Karpathenland ermuntern, damit die Grenze des deutschen Einflußgebietes in der öftlichen Glowakei abgeriegelt, die polnisch=ungarische Verbindungszone möglichst lang und die Front von der Oftfee bis zur Adria, die Deutschland aufhalten oder wenigstens bremsen soll, möglichst verstärkt werde. Allein es gibt lauernde Dritte, die man lieber nicht als lach en de und schließlich zuschlagende Dritte sehen will! Und deswegen dürfen die Diktatoren keine Schauspiele aufführen. Es mußte darum nach einer Verständigung gesucht werden. Die einzelnen Phasen des neuen Handels lassen sich heute gut überblicken.

Zunächst veranlaßte Muffolini die Ungarn zur Mobilifierung einiger Jahrgänge. Darauf ersuchten die Tschechen Deutschland und Italien, zu vermitteln. Ungarn stimmte diesem Vorschlage zu. Die Achsenmächte erklärten prompt, daß sie die Bermittlung durchführen würden. Und der deutsche Außen= minister flog nach Rom. In Rom vernahm Mussolini, mahr= scheinlich ohne große Ueberraschung, daß das dritte Reich total auf seiten der Slowaken und Ukrainer stehe und den Ungarn nur das zubillige, was ihm auf Grund der völkischen Zuge= hörigkeit gegönnt werden muffe. Worauf Muffolini wahricheinlich feine Forderungen erhob. Diese Forderungen betreffen Spanien. Wenn nicht, wird die Welt fpater vernehmen, was ihm Ribbentrop versprochen. Jedenfalls gibt Rom nicht nach, ohne ein Gegenversprechen erhalten zu haben. Und das Bersprechen muß nichts Beringes enthalten, denn Italien opfert mehr, als man auf den ersten Blick annehmen möchte. Vor allem sett es die Freundschaft der Bolen und Ungarn aufs Spiel. Die Zwei haben feine Politik getrieben, haben auf Rom gesett, haben mit Rom zusammen ihre weiterreichenden Blane verfolgt und find nun verraten. Wohin werden fie fich menden?

Es lohnt sich, die tiefern Gründe der polnischen Politik zu verfolgen. Vor allem muß man wissen, weshalb Polen so sehr daran gelegen war, die 750,000 karpathischen Ukrainer dem Druck des rücksichtslosen Wagyarentums auszuliefern. Es handelt sich um nichts Geringeres als um einen Schlag gegen